

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1928

125 (30.5.1928) Die Mußestunde

Die Buchstaben in dem obenstehenden Quadrat sind so anzuordnen, daß vier Wörter entstehen, die sich sowohl von oben nach unten, als auch von links nach rechts lesen lassen und welche bezeichnen: 1. einen Fisch, 2. die Hauptstadt einer Inselgruppe, 3. ein Kunstgewerk, 4. die Larve eines Insekts.

A	A	A	A
D	D	E	E
I	I	L	L
M	M	P	S

Besuchstaren-Rästel
f. M. Bruno
Athen

Suche die Berufsbezeichnung des Inhabers obiger Besuchstare durch Umstellung sämtlicher Buchstaben!

Rästelauflösungen
 Wahl-Rästelprüfung: Alle Stimmen für die sozialdemokratische Partei!
 Auswahlrästel: Insuperiere mit Gesicht — Willst du fördern eignes Glück!

Nichtige Räselungen der Rästelauflösungen in der vorletzten Nummer der Ruhepause fanden ein: Gottlob Buchs-Karlsruhe; Friedrich Kisch, Karlsruhe-Mühlburg; Schäfer, Karlsruhe-Darlanen; Josef Scheib, Ettlingen; Gustav Kario, Palmbach bei Durlach.

Voltaire-Anekdoten
 Während der Proben von „Mérope“ war Voltaire mit dem Spiel der Hauptdarstellerin, Mme. Dumesnil, nicht zufrieden. Auf die Einwände des Dichters erwiderte sie: „Man mühte den Teufel im Leibe haben, um den Ton zu treffen, den Sie verlangen.“

„Freischütz“, erwiderte Voltaire, „in allen Künsten muß man den Teufel im Leibe haben, will man etwas erreichen.“

Der König von Preußen wünscht „La Mort de César“ zu sehen und beraubt den Dichter, eine Rolle in seinem Stück zu übernehmen. Voltaire wühlt den Brutus. Aber die guten Schauspieler waren damals in Preußen noch selten. Der König, der den Kaiser gibt, gerät infolge der Anwesenheit des Königs und seines berühmten „Kollegen“ in solche Verwirrung, daß er kein Wort herausbringt. Da schreibt Brutus-Voltaire müde:

„Wirft du gleich sprechen, verfluchter Kaiser? Sprich, oder ich ermorde dich!“

Voltaire, achtzig Jahre alt, wohnt den Proben seiner letzten Tragödie „Trene“ bei. Keurig, wie ein Jungling, zeigt er der Clairon, wie sie zu machen hat.

„Wo soll man“, meint sie, „eine Schauspielerin finden, die die Kraft hätte, diese Verse zu sagen? Die Anstrengung würde sie töten.“

„Das will ich ja gerade“, ruft Voltaire aus, „ich will dem Publikum diesen Dienst erweisen.“

Nachdem der Arzt Polssonnet von seiner Reise nach Rußland zurückgekehrt war, besuchte er den greisen Voltaire in seinem Schloßchen Ferney und warf ihm vor, übertriebene oder ganz unrichtige Nachrichten über dieses Land verbreitet zu haben.

„Lieber Freund“, sagte Voltaire, die Kissen haben mir prächtige Reise geschenkt und Sie wissen ja, wie sehr ich im Winter friere.“

Grimm erzählt in einem seiner Briefe: Seit Herr von Voltaire in Paris ist, haben schon, ich weiß nicht wie viele, Priester sich eingebildet, durch eine Belehrung des großen Mannes Ruhm und Reichum erlangen zu können. Einem dieser Herren gelang es, bis zum Kranken vorzudringen. Einem dieser Herren gelang es, bis zum Kranken vorzudringen. Einem dieser Herren gelang es, bis zum Kranken vorzudringen.

„Im Namen Gottes, hören sie mich an; ich werde Ihre Sündenbuße sein, alle Ihre Verfehlungen werde ich auf mich laden; aber beichten Sie sofort; altze mein Sohn, verjähme nicht den einzigen Augenblick, den die Gnade dir gewährt ist.“

Voltaire, in seine Kissen vergraben, hört ihm aufgelegt zu. „Wer schickt Sie, Herr Abbe?“

„Und Ihr Beglaubigungsschreiben?“

Diese einfache Frage verjetzt den braven Gottesmann in solche Verwirrung, daß Voltaire über die peinliche Situation hinwegbehen muß.

Man spricht in Gegenwart Voltaires über den Schweizer Naturforscher Haller. — „Ah, ein großer Gelehrter, großer Dichter, großer Philosoph.“

„Das ist wirklich ängstlich von Ihnen, denn Haller äußert sich nicht eben freundlich über Sie.“ — „Oh, das macht nichts“, verjette Voltaire . . . „Im übrigen: Vielleicht irren wir uns alle beide.“

Die Ruhepause zur Unterhaltung und Belehrung

22. Woche 48. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 30. Mai 1928

Die Barke

Es kriert: von reißgebleichten Bäumen steigt ein Strauch hina gleich fernem Mondesgarben. Kein liegt der Himmel. Alle Wolken starben. Kein Laut im Raum, der tief und endlos schweigt.

Der Fluß, auf den das Licht der Sterne prallt, scheint stabselbst, bestreut mit Silberpulver; nur eine Barke wagt auf ihm, die Ruder beide erbarmungslos vom Eis umfrakt.

Ah, kommt der Engel je, der Held, daß er mit festem Griff die Ruder löse und die Barke rettet fern in ein Flammenland, im goldenen Meer gebettet, an eines trohen Paradieses Riff?

Soll es ein Warten sein, das niemals endet? Muß sie so ewig stehen in Nacht und Eis gemeißelt, indes der Vogel Flug die Lüfte geißelt, dem Lande zu, das einst den Reiz entseendet? Emillie Verbaeren.

Befreier Voltaire

Eine Rede Viktor Susos.
 Uebersetzung von Max Oppenheimer (Nopp)
 Die Worte Victor Hugos am 30. Mai 1878 zur Feier von Voltaires 100. Todestage gesprochen, seien hierher gesetzt, da sie den hohen Klang und die Scharfe von Welterworten haben, unangenehm sind, von bühnenfester Schärfe und eines in ihrer geschwäglichen Gestalt. Die Urreden der Redaktionsrat von damals gleichen denen von heute. Die Triebkräfte sind dieselben, nur die Hintergründe haben gewechselt.

Vor hundert Jahren starb ein Mann. Er starb unsterblich. Er ging dahin beladen mit Taten, beladen mit Werken, beladen mit der erhabenen und fürchtbaren der Verantwortlichkeiten, der Verantwortung vor dem gemarten und geläuterten menschlichen Gewissen. Er ging dahin, verflucht und geachtet, verflucht von der Vergangenheit, geachtet von der Zukunft, und dies sind, meine Herren, die beiden erhabenen Formen des Ruhmes. Er hatte auf seinem Totenbett einerseits den Beifall der Zeitgenossen und der Nachwelt, andererseits Lobnaelächter und triumphierenden Haß, den die unersöhnliche Vergangenheit jenen schenkt, die sie bekämpft haben. Er war mehr als ein Mensch, er war ein Jahrhundert. Er hatte ein Amt ausgeübt und eine Mission erfüllt.

Wir sind hier in diesem großen Augenblick, in dieser feierlichen Stunde, um uns ehrfürchtig vor dem moralischen Gesetz zu verneigen und der Welt zu sagen:

„Es gibt nur eine Macht, das Gewissen im Dienste der Gerechtigkeit, nur einen Ruhm, das Genie im Dienste der Wahrheit.“

Vor der Revolution, meine Herren, war dieses der Aufbau der Gesellschaft:

Zu unterst das Volk.
 Ueber dem Volke die Religion, verkörpert von den Richtern. Und was war in diesem Augenblick der menschlichen Gesellschaft das Volk? Es war die Unwissenheit. Was war die Religion? Die Unbildsamkeit. Was war die Justiz? Die Unerschlichkeit.

Ich beschränke mich, zwei Tatsachen anzuführen, die entscheidend sind.

In Toulouse findet man am 13. Oktober 1761 im unteren Raum eines Hauses einen jungen Menschen erbängt. Die Menge rottet sich an, die Geistlichkeit tobt, die Richter leiten die Untersuchung ein. Es ist ein Selbstmord, man macht einen Mord daraus. In wessen Interesse? Im Interesse der Religion. Und wen klagt man an? Den Vater. Er ist Hugenotte und hat seinen Sohn verbrennen wollen, faßlosig zu werden. Das ist moralisch

unaubeurteilt und materiell unmöglich! Macht nichts! Dieser Vater hat seinen Sohn umgebracht! Dieser Greis hat den jungen Menschen erbängt. Die Justiz arbeitet und hier ist das Ergebnis: Am 9. März 1762 wird ein Mann mit weißer Haaren, Jean Calas, auf einen öffentlichen Platz geführt, nackt ausgesogen, über ein Rad gelegt, die Gliedmaßen gebunden, ohne Stütze mit herunterhängendem Kopf. Drei Menschen sind auf dem Blutgerüst, ein Richter namens David, ein Priester, der ein Kreuzifix hält, und der Henker mit einer Eisenklinge. Der arme Sünder karr und gräulich, sieht den Priester nicht, sieht nur den Henker. Dieser bebt die Eisenklinge und zerbricht ihm einen Arm. Calas schreit und wird ohnmächtig. Der Richter bemüht sich. Man läßt den Verurteilten an Seile riechen, er kommt wieder zu sich, dann ein neuer Schlag mit der Säge, neues Aufbeulen; Calas verliert das Bewußtsein man bringt ihn wieder zu sich, und der Henker beginnt von neuem; und da jedes Glied an zwei Stellen gebrochen werden soll und zwei Schläge erhält, macht das acht Todesqualen. Nach der achten Ohnmacht reicht ihm der Priester das Kreuzifix, zum Küßten. Calas wendet den Kopf ab, und der Henker verriet ihm den Gnadenstoß, das heißt er zerfuchtert ihm die Brust mit dem dicken Ende der Eisenklinge. So starb Jean Calas. Das dauerte zwei Stunden. Nach seinem Tode wurde es offenbar, daß ein Selbstmord vorlag. Doch ein Mord ward begangen. Von wem? Von den Richtern.

Die andere Tatsache: Nach dem Greis der junge Mann. Drei Jahre später, 1765 bebt man in Abbeville, am Tage nach einer stürmischen Gewitternacht, auf einer Brücke ein altes Kreuzifix aus wurmfressenem Holz vom Pflaster auf, das seit drei Jahrhunderten am Geländer befestigt war. Wer hat dieses Kreuzifix heruntergerissen. Wer hat diesen Frevel begangen? Man weiß es nicht. Vielleicht ein Vorübergehender, vielleicht der Wind. Wer ist der Schuldige? Der Bischof von Amiens erläßt ein Monitorium. Ein Monitorium ist ein Befehl an alle Gläubigen, unter Drohung der Höllestrafe zu sagen, was sie von dieser Sache wissen oder zu wissen glauben. ein mörderischer Ansporn der Unwissenheit durch den Fanatismus. Der Klatsch wird äröher und führt zur Denunziation. Die Justiz endet oder glaubt zu entdecken, daß in der Nacht, als das Kreuzifix heruntergeworfen wurde, zwei junge Leute beides Offiziere, La Barre der eine, der andere d'Alainville mit Namen, über die Brücke in Abbeville gingen, daß sie trunken waren und ein Waghubschkeit lungen. Die Gerichtsherren von Abbeville sind den Ratscherrn von Toulouse ebenbürtig. Sie sind nicht minder gerecht. Man erläßt zwei Haftbefehle, d'Alainville entkommt, La Barre wird erwischt. Er leugnet, über die Brücke gegangen zu sein, er gesteht das Lied gesungen zu haben. Das Gericht von Abbeville verurteilt ihn; er appelliert an den Gerichtshof von Paris, das Urteil wird richtig befunden und bestätigt. In Ketten wird er nach Abbeville zurückgebracht. Die ungebührliche Stunde naht. Man beginnt den Chevalier de la Barre der gewöhnlichen und außerordentlichen Folter zu unterwerfen, um ihn zur Angabe seiner Mitschuldigen zu bringen. Seiner Mitschuldigen an was? Ueber eine Brücke gegangen zu sein und ein Lied gesungen zu haben. Man zerbricht ihm ein Knie bei der Folter; sein Beichtvater wird ohnmächtig, als er die Knochen knaden hört; am folgenden Tage, den 5. Juni 1766, schleift man La Barre auf den Marktplatz von Abbeville, dort brennt ein Scheiterhaufen; man stellt ihm das Urteil vor, dann schneidet man ihm die Hand ab, dann reißt man ihm mit einer eisernen Zange die Zunge heraus, dann aus Gnade schlägt man ihm den Kopf herunter und wirft ihn in den Scheiterhaufen. So starb der Chevalier de la Barre. Er war 19 Jahre alt.

Da, Voltaire steheft du einen Schredensruf aus und dies wird dein ewiger Ruhm sein.

Da begannst du den fürchtbaren Prozeß der Vergangenheit, du vertratst die Sache des Menschenschlechts gegen die Ungebühr und die Tyrannen, und du gewannst sie! Großer Mann, sie für immer geachtet!

Meine Herren, die schrecklichen Dinge, an die ich soeben erinnerte, vollzogen sich inmitten einer feinen Gesellschaft; das Leben war leicht und froh, man ging und kam, man sah weder über sich noch unter sich, die Gleichgültigkeit löste sich in Sorglosigkeit auf: anmutige Dichter, Saint-Aulaire, Bouffiers, Genli-Bernard machten hübsche Verse, der Hof war voller Feste, Versailles strahlte, Paris ahnte nichts; und währenddessen ließen die Richter aus reißiger Blutgier einen Greis auf dem Rade sterben, und die Priester rissen einem Kinde wegen eines Liebes die Zunge heraus.

Vor dieser frivolen und dickeren Gesellschaft stand Voltaire allein. Er erklärte diesem Bündnis aller sozialen Unerschlichkeit

... das Lächeln und die Macht des Lächelns. Eine Hebelkraft mit dieser Waffe hat er gekannt, mit dieser Waffe hat er gelehrt. Meine Herren, grüßen Sie diese Erinnerung.

Er ist unermüdet und unerschütterlich gewesen. Er hat die Welt durch das Lächeln befreit. Ich habe das Wort „Lächeln“ ausgesprochen. Das Lächeln, das ist Voltaire.

Meine Herren es befehlt zwischen zwei Dichtern der Menschheit die in einem Zeitraum von 1800 Jahren aufgetreten sind, ein geheimnisvoller Zusammenhang!

Die Schwachen, die Armen, die Leidenden, die Mühseligen und Besessenen beschützen, für die Verfolgten und die Unterdrückten kämpfen, das ist der Krieg Jesu Christi; und wer von den Menschen würde diesen Krieg? — Voltaire. Das Werk des Evangeliums wird vollendet durch das Werk der Philosophie. Der Geist der Sentiment hat es begonnen, der Geist der Zivilisation hat es fortgesetzt. Saenen wir es mit einem Gefühl tiefer Achtung: Jesus hat geweiht, Voltaire hat gelächelt; aus dieser göttlichen Träne und diesem menschlichen Lächeln ist die Milde der gegenwärtigen Zivilisation gemacht. Heute heißt Macht, Gewalt und beginnt verurteilt zu werden. Der Krieg ist in Anklagezustand verurteilt.

Entehren wir den Krieg! Nein, den blutigen Raub gibt es nicht! Nein, es ist nicht gut, nicht nützlich, Leiden zu machen. Nein, es ist nicht möglich, das das Leben für den Tod arbeitet! Es kann nicht sein, daß die Frau in Schmerz gebärt, daß die Menschen geboten werden, daß die Völker arbeiten und lächeln, daß der Bauer die Felder fruchtbar macht und der Arbeiter die Städte, daß die Denker denken, daß die Industrie das Unmögliche schafft, daß das Genie Wunder tut, daß die ungeborene menschliche Tätigkeit in Gegenwart des gestirnten Himmels die Anstrengungen und Schöpfungen vermehrt, um zu dieser entsetzlichen internationalen Schaustellung zu gelangen, die man ein Schlachtfeld nennt! Da das Schwert nach Blut lechzt, muß sich die Zivilisation entrücken. Proklamieren wir das Recht des Gewissens auf Freiheit, die Machtvollkommenheit der Vernunft, die Heiligkeit der Arbeit, die Güte des Friedens, damit, da von den Thronen nur Nacht ausgeht, das Licht aus den Gräbern steige!

Die Spiele der Kinder

Von Henri Barbusse

(Henri Barbusse wird einen Band „Histoires vraies“ in einem französischen Verlag erscheinen lassen, der nur von ihm oder einem zuverlässigen Gewährsmann erlebte Begebenheiten in Art nachfolgender Erzählung enthält. Der Uebersetzer.)

Die Gegend war schön, in der sie beieinander saßen: eine warme, in blendendes Licht getauchte Landschaft mit Blumen und immergrünen Bäumen, unter der das blaue Meer als ein Spiegel lag. Auf die Ufer brannte die Sonne. Sie saßen in einem Winkel des halbfertigen Baus zwischen Gipsstaub, schmucklosem Zement und Ziegelsteinen. Ihre Kleidung war staubbedeckt, ihre Schuhe alt und zerrissen.

Sie sprachen Italienisch. Sie waren Italiener, die durch die barbarischen Methoden der Schwarzen aus ihrer Heimat vertrieben waren; aus ihrer Heimat, die nur äußerlich dem schönen Lande gleich sah, das es vor der Gewalttätigkeit war. Jetzt arbeiteten sie an dieser ausräuberischen Rüste, wurden von einem Unternehmer, der sich aus ihrer Verbannung ein Geschäft machte, wie Vieh behandelt. — Sie kannten einander nicht.

Unter diesen italienischen Flüchtlingen waren drei Arbeiter, die anderswoher stammten. Durch ihre grauen Mützen und ihre Halstücher — der eine trug ein blaues, der zweite ein orangefarbenes und der dritte ein schwarzes — unterschieden sie sich von den italienischen Arbeitern, deren Sprache sie nicht verstanden. Einer von den Fremden — der mit dem orangefarbenen Halstuch — war dick und hatte einen gewichtigen Schnurrbart. Er flüsterete immerfort, und auch, wenn er zu den anderen nichts sagte, hörte man sein „Misi“. Er war eigentlich nicht sehr geistreich; doch konnte er gut ultrische Geschichten in einem leidlichen Französisch erzählen.

Es war Mittagspause — er erzählte und versuchte etwasernes, Fremdes mit der Hand zu verdeutlichen. „Es war einmal ein kleines Haus, inmitten von Schnee...“ Eine große Uebersetzungskraft gehörte dazu, um in solchem Sonnenbrand davon einen Begriff zu geben. Einen nach dem anderen sah er fest an, um jedem einzelnen seine Rede recht eindringlich zu machen. Er schilberte sein Vaterland.

„Wieh wie ein Stück Papier. Die Bäume fahl wie alte Besen und schneeüberzogen. Ein paar Nadelbäume als grüne Flecken in dem weißen Land. Große schneebedeckte Felsen. Werkzeuge des kleinen Jagdtauges liegen umher, die alle aus Holz sind, selbst der Halm. In der Ferne ist ein Kirchturm zu sehen.“ — Wir glaubten schon, er würde uns eine rechte Nordgeschichte erzählen. Doch nein: „Kinder spielten dort.“

„Aus welchem Land stammst Du?“, fragte ihn einer von uns. „Aus Bulgarien.“

„Schnell es denn dort? Es liegt doch im Süden.“ Er erklärte ihnen, daß auch in südlichen Ländern auf den hohen Bergen Schnee liegt; dann fing er wieder zu erzählen an: „Der Vater fand auf seinen starken Beinen wie auf Pfählen da und sah dem Spiel der Kinder zu. Dann ging er mit großen Schritten weg.“

... daß waren. Sie saßen einander mit ihrem Namen wie „Bianco“ oder „Rosso“ über die Köpfe.

„Das ist es getabelt. Sie spielten Dinge, von denen sie gehört hatten. Sie spielten mit dem Leben.“

„Kinder sind klüger als Erwachsene.“ äußerte lehrhaft ein Mann aus Piemont, der französisch sprach, „sie kennen nicht soziale Dummheiten. Nur einen großen Fehler haben sie: was sie lernen, lernen sie von den Erwachsenen.“

Der Bulgare ließ den Piemontesen zu Ende reden und fing wieder an:

„Ein Jahr später spielten sie Krieg; sie stellten die Armeen dar, die Generale. Sie machten die Kanonenschüsse und die Urteile über Bauern durch rote, schimpfende Militärs nach.“

„Bist du Schulmeister?“, fragte einer der Erzähler.

„Ja. — Aber inzwischen fand der Krieg mit fremden Ländern ein Ende und damit auch das Kriegsspiel. Da spielten sie Polizei, was das Kriegsspiel erlebte. Man hatte den Kindern von Brauerräuden und blutigen Raubzügen der Polizei erzählt, die in den Städten die Häuser durchsuchte und in den Dörfern wie der Würsaengel der Heiligen Schrift haute; scheinbar machte ihr das Vergnügen. Drei Kriminalbeamte zeichneten sich vor allen anderen aus: es waren die drei Schuldiaken des Kathedralenaltars Koch, Jadorff und Friedmann. Der berühmteste unter ihnen war Marlo Friedmann, ein großer starker Kerl. — Unzählige waren durch die Bombe getötet worden, die die Felder der Polizei in die Raubdrake gemorren hatten. Das Attentat konnte nicht photographiert werden, aber die Straftäter Friedmanns wurde gefilmt. Das war wie ein großes Fest: — mehr als 50.000 Menschen sollen ihr beigewohnt haben. Friedmanns fortgesetzte Unschuldskelnerungen vor dem Tribunal, alles, was er seit der Verhandlung gesagt hatte, wurde von der Menge eifrig besprochen. Jede seiner Bemerkungen bis zur Strangulierung unter den Augen des besetzten Staatsanwalts, des Popens, von Gerichtsbeamten, Offizieren, Soldaten und 50.000 ehrenwerten Leuten wurde durch die Apparate eifriger Journalisten aufgenommen.“

Die Schlusszene wiederholten die Kinder in ihren Spielen. Staatsanwalt, General, Pope und Denker und die Hauptperson Marlo Friedmann waren vorhanden, nur keine Zuschauer.

Der den Marlo Friedmann machte, war nicht recht zufrieden, er sah düster drein und zuckelte die Stirn, was sich sehr gut ausnahm. Der kleine „Staatsanwalt“ hatte seine Kräfte, preßte seine Lippen aufeinander und sog seine Stirn in Falten. Er hatte sich eine Brille aufgesetzt, um dem wirklichen Staatsanwalt ähnlicher zu sein. „Marlo Friedmann“ wurde plöcklich sehr unrubig und fing an zu schreien an: „Ich bin unschuldig!“

„Schweig, du Banbill!“ fuhr ihn der „Pope“ an und stampfte mit dem Fuß. Um seine Beine nicht in dem ungewohnten Bodenfüßel zu verwickeln, tat er es nicht so bestia.

Den Platz hatten die Kinder sich ausgesucht, weil Geräte da standen, die sich als Galgen betrunken ließen.

„Man hänge ihn auf!“

Sie hielten sich genau an die Bilder, die sie auf Postkarten, in illustrierten Blättern und im Film gesehen hatten. Oben an einem Galgen wurde ein Strick befestigt, der dem Delinquenten dann um den Hals geschlungen wurde. Zuletzt bekam er noch einen Saß über den Kopf gezogen und mußte auf einen Tisch steigen. Das Urteil wurde verlesen. Der „Staatsanwalt“ nahm es dem „Gerichtsdienner“ aus der Hand und begann mit gehobener Stimme und viel Betonung. Seine Stimme bebte bei Erwähnung der Schwere des Verbrechens. Dann hieß es:

„Zieht den Tisch weg!“

So ergreifend war der Augenblick, daß sogar der „Staatsanwalt“ seine Zigarette wegworf, die er wie ein Alter geraucht hatte. Der kleine „Marlo Friedmann“ jappelte in der Luft.

Nach einer Weile ließen sie ihn beruh. Aber in ihrer Begeisterung und Freude hatten sie nicht auf den armen Jungen an Galgen gedacht. Er war nur noch eine leblose Puppe aus Fleisch und Knochen. Sein Gesicht war unter dem Saß ganz rubig und weiß geworden — so weiß wie der Schnee rinasum —, daß sie ihn zur Erde fallen ließen und wealteten.

Der Vater arbeitete irgendwo weit weg vom Dorf. Es wurde Abend, ehe jemand etwas merkte.“

Der andere Bulgare, der mit dem blauen Halstuch, nahm das Wort:

„Ich kenne die gleiche Geschichte von einem Jungen, der wirklich gehängt wurde, durch dessen Verwandte. Aber sie hat sich anders zugezogen. Es war Juni oder Juli, und es lag kein Schnee. Sie geschah auf einem Feld in der Nähe von Bursa.“

„Das ist nicht wahr!“ unterbrach ihn der dritte, der ein schwarzes Halstuch umhatte. „In einer Vorstadt von Bledon fand man einen kleinen Jungen, fast wie ein Stück Holz, das seine Spielkameraden gehängt hatten, um es den Erwachsenen gleichzutun.“

„Aber warum?“ fragte einer von uns.

Sie verfuhrten, eine Erklärung zu geben. Die des ersten schien richtig zu sein, auch die des zweiten. Doch jedem leuchtete die des dritten ein:

Es hatten mehrere Geschehnisse gleicher Art stattgefunden, die alle mit dem Tod eines Jungen geendet hatten. Die gleiche wahre Geschichte wiederholte sich mehrere Mal. Sie ist also mehr als wahr. Und ist ebenso wahr, wie die Barbarei, die Bosheit und der Stumpf sinn, die dieses Land wie eine Epidemie verheerten... (Aus dem Manuskript übertragen von Otto Fleckja.)

Von Anatole France.

Die Literatur über Anatole France ist durch ein Werk des bekannten französischen Literaturhistorikers Paul Gsell Anatole France, Die Romantiker der Villa Savoie beleuchtet worden, das mit einem Vorwort von Henri de Montherlant im Verlag A. M. Spach, Berlin, in deutscher Uebersetzung erschienen ist. Aus den in diesem Bande gesammelten geistvollen Gesprächen des französischen Dichterphilosophen geben wir mit Erlaubnis des Verlages nachstehend einen Abschnitt wieder, in dem Anatole France gegenüber einer Abordnung der Sozialistischen Partei, die ihn zur Annahme einer Kandidatur für das Parlament bewegen wollte, seinen grundsätzlichen Standpunkt zu der Frage „Denker oder Politiker“ darlegt.

Der Politiker ist das Ideal der Menge. Er ist ihr Herr und ihr Sklave. Er schließt die ganze lästige Eigenschaft der Welt hinter sich her. Er ist einflussreich, berühmt und gefeiert. Das Schicksal des Volkes ruht in seinen Händen. Er führt es dem Glüd oder dem Untergange entgegen. Er macht die Gesetze. Und das vor allem seugt für seine Macht. Gesetze machen, Regeln aufstellen, die der Verbe befolhen muß, und die kein Witzler verletzen darf, ist das nicht eine fast göttliche Machtvollkommenheit?

Es gibt nur einen kleinen Vorbehalt; Gesetze regeln nämlich niemals etwas. Ein Gesetz ist, wenn die Denker des Staats es formulieren, schon längst in den allgemeinen Gebrauch übergegangen. Es sanktioniert höchstens die Sitten. Sprache ein Gesetz sich dagegen aus, so fliehe es unwillkürlich.

Ueber dem Gesetzgeber stehen also die herrschenden Sitten. Wer hat sie geschaffen? Alle, aber vor allem die Träumer. Besucht ihre Sendung nicht darin, für die Allgemeinheit nachzudenken? Um nachzudenken, braucht man dieselbe Arbeit wie zum Ueberbau, zum Handel, zur Schiffahrt oder zum Häuserbau. Und ich weiß nicht, ob die Sierkliden, die Gedanken formen und schleifen, nicht die gleichen Verdienste haben wie die anderen Menschen. Wenn sie ihre Aufgabe ordentlich erfüllen, verdienen sie eine gewisse Dankbarkeit.

Sie verbessern unier aller Leben auf mannigfaltige Art. Im Laboratorium, im Hintergrunde eines schlafenden Hofes knetet der anfällige Gelehrte die Welt um.

Erleben wir nicht selbst vor unseren Augen die durch die modernen Maschinen und vor allem durch die Dampfmaschinen verursachte Revolution? Die Erfindungen haben sich noch nicht ausgewirkt. Die Entfernungen schrumpfen zusammen. Durch die äußerste Schnelligkeit der Verbindungen ist Europa heute nicht größer als Frankreich zur Zeit des Empire. Die ganze Welt ist heute nicht größer als unser kleines Europa vor hundert Jahren.

Was für gewaltige Umwälzungen läßt diese Wahrheit nicht für die Zukunft aben!

Und der wunderbare Aufschwung der Bücher, der Broschüren und Zeitungen, die die kühnsten Gedanken in alle Winde streifen! Beschleunigt er nicht auch die künftigen Wandlungen? Die Träumer ändern das Leben ihrer Mitmenschen nicht nur durch Erfindungen, sondern durch höchst spekulative und dem Anschein nach unnütze Gedanken.

Rosenkrantz beweist, daß die Erde nicht feststehe. Er löst sie vom Mittelpunkt fort, in dem sie sich so stolz gebärde. Sie ist nun ein kümmerlicher Aaasand im unendlichen Weitenraum. Ernenen Sie den langen Widerball dieser Erklärungen. Da die Menschen nicht mehr das unbewegliche Zentrum der Welt bewohnen, da sie auf einem kleinen Schmutztrümpfen durch das All irren, sind sie nicht mehr die Beherrscher des Universums. Sie verlieren ihre theologische Innerlichkeit.

Darwin lehrt das Gesetz der Entwicklung. Bedenken Sie dessen unbegrenzte Wirkung auf alle Intelligenzen. Unaufhörlich werden Sie bezaubert, daß alles unmerklich sich wandelt und daß es möglich ist, den Lauf des unabwendbaren Wechsels aufhalten oder sich ihm entgegenstellen zu wollen.

So wirken die meisten großen Erfindungen auf unser tägliches Leben. Und haben die anderen Träumer, die Schriftsteller und Künstler, nicht ebensowiel Macht wie die Gelehrten?

Sie lenken weislich das Volk, denn sie bilden und bestimmen den Geist aller Völker.

Wohin könnte ohne das Zutun der Dichter die sittliche Einheit eines Landes entstehen? Wie sollte aus der Verschiedenheit der Volkstämme, aus der außerordentlichen Buntheit der durch Eroberungen und Verträge willkürlich und zufällig zusammengewürfelten Provinzen ein gemeinsamer Gedanke entstehen, wenn die Denker ihn nicht gemeinsam für ihre Volksgenossen vorbereiten und ausarbeiten würden?

Einige Träumer drücken zunächst die Empfindungen der sie umgebenden Menschen aus; sie verleben den Befreiungen deren Ausdruck, die um sie herum arbeiten und sich erholen. Sie ihr Wort klar, kann ihr Heimatgebiet sein Gesetz durch Weisheit oder Gewalt auch den Nachbargebieten aufzwingen, so pflanzen sich die ersten dichterischen Ausdrücke wie ein Echo zu andern Dichtern fort, die sie aufnehmen und verbreiten.

Nach und nach entleert über die ganze Ausdehnung eines Landes hinweg ein Akkord, eine Symphonie und alle Dissonanzen lösen sich in einer einsigen Melodie auf.

Und zweifellos nehmen sehr viel Träumer, sehr viel Dichter sehr viel Künstler an diesem Konzert teil. Trotzdem sind Dirigenten von Jahrhundert zu Jahrhundert selten.

... das Lächeln und die Macht des Lächelns. Eine Hebelkraft mit dieser Waffe hat er gekannt, mit dieser Waffe hat er gelehrt. Meine Herren, grüßen Sie diese Erinnerung.

Er ist unermüdet und unerschütterlich gewesen. Er hat die Welt durch das Lächeln befreit. Ich habe das Wort „Lächeln“ ausgesprochen. Das Lächeln, das ist Voltaire.

Meine Herren es befehlt zwischen zwei Dichtern der Menschheit die in einem Zeitraum von 1800 Jahren aufgetreten sind, ein geheimnisvoller Zusammenhang!

Die Schwachen, die Armen, die Leidenden, die Mühseligen und Besessenen beschützen, für die Verfolgten und die Unterdrückten kämpfen, das ist der Krieg Jesu Christi; und wer von den Menschen würde diesen Krieg? — Voltaire. Das Werk des Evangeliums wird vollendet durch das Werk der Philosophie. Der Geist der Sentiment hat es begonnen, der Geist der Zivilisation hat es fortgesetzt. Saenen wir es mit einem Gefühl tiefer Achtung: Jesus hat geweiht, Voltaire hat gelächelt; aus dieser göttlichen Träne und diesem menschlichen Lächeln ist die Milde der gegenwärtigen Zivilisation gemacht. Heute heißt Macht, Gewalt und beginnt verurteilt zu werden. Der Krieg ist in Anklagezustand verurteilt.

Entehren wir den Krieg! Nein, den blutigen Raub gibt es nicht! Nein, es ist nicht gut, nicht nützlich, Leiden zu machen. Nein, es ist nicht möglich, das das Leben für den Tod arbeitet! Es kann nicht sein, daß die Frau in Schmerz gebärt, daß die Menschen geboten werden, daß die Völker arbeiten und lächeln, daß der Bauer die Felder fruchtbar macht und der Arbeiter die Städte, daß die Denker denken, daß die Industrie das Unmögliche schafft, daß das Genie Wunder tut, daß die ungeborene menschliche Tätigkeit in Gegenwart des gestirnten Himmels die Anstrengungen und Schöpfungen vermehrt, um zu dieser entsetzlichen internationalen Schaustellung zu gelangen, die man ein Schlachtfeld nennt! Da das Schwert nach Blut lechzt, muß sich die Zivilisation entrücken. Proklamieren wir das Recht des Gewissens auf Freiheit, die Machtvollkommenheit der Vernunft, die Heiligkeit der Arbeit, die Güte des Friedens, damit, da von den Thronen nur Nacht ausgeht, das Licht aus den Gräbern steige!

Yvonne

(Eine bretonische Erzählung von M. Comert.)

Die Hütten der kleinen Fischerdörfer sämtlich der bretonischen Küste sehen alle gleich aus. Sie sind aus grauen Feldsteinen errichtet und von Moos überwuchert und zum Schutze gegen Wind und Wetter von einem breiten Gürtel Weidbom oder Ginster umgeben. Einige ungleiche Steintreppen führen zu den niedrigen Eingangstüren, und das Innere der Hütten ist genau so einfach wie das Aeußere.

In einer dieser Hütten mit den einfachen Solamöbeln, dem notwendigen Kupfer- und Zinngerät, die den duftenden getrockneten Büchsen und Kräutern wohnte Yvonne. Yvonne war eine stattliche Frau mit klaren blauen Augen. Ihr leicht grau meliertes Haar bedeckte eine Samtkappe, wie sie die unverheirateten Frauen dieser Gegend zu tragen pflegen.

Alltags und Sonntags war sie damit beschäftigt, ihr Heim zu säubern und zu putzen, — denn wie sie sagte — gibt es viel zu tun, wenn man Hochzeit hatten will.

Vor zwanzig Jahren, da Yvonne's Haar wie Gold schimmerte und das Herz heftig schlug, spähte sie oft mit sehnsüchtigen Augen übers Meer, ob nicht „Marie au Secours“, mit Vann an Bord, bald am Horizont auftauchen würde.

Tag und Tag — Jahr um Jahr, spähte Yvonne immer lächelnd, immer hoffend nach dem Schiff aus, das mit reicher Fischbeute von Island kommen sollte.

Klatsch und Gerede, die sich stets und gern ihre Opfer suchen, machten einen weiten Bogen um Yvonne, sie hatte kein milliges Ohr für diesel. Darum konnte es auch geschehen, das Vann schon längst etwas weiter fort an derselben Küste ein Heim gegründet und eine Witwostochter geheiratet hatte. Er selbst hatte dann eine Weinstube, „Chinesenteller“ genannt, eröffnet, und führte in Wohlstand und einem Nest voller Kinder ein beschaufliches Dasein.

Sein ältester Sohn, ein achtzehnjähriger Burke, hatte sich in ein armes Mädchen verliebt, die Gaud hieß. „Aus der Geschichte wird nichts“, meinte Vann, der wünschte, daß sein Sohn, wie er selbst, eine gute Partie machen sollte. Sein Sohn drohte damit, zur See gehen zu wollen, wenn man versuchen würde, sein Heirat mit Gaud zu hintertreiben. Vann sah sich gezwungen, das Mädchen aufzufuchen, um ihr den Sohn auszureden. Sie wohnte in demselben Fischerdorf wie seine Jugendliebe Yvonne. Nicht ohne irgendein sonderbares Gefühl im Herzen, machte er sich auf den Weg.

Yvonne stand gerade vor ihrer Tür und spähte, da... heilige Muttergottes. Die Schritte, die sie unter Tausenden wieder erkannte, auf die sie jahrelang gewartet hatte — diese Schritte kamen näher und näher — die Sunde, nach der sie sich sehnte hatte — endlich kam sie...

Yvonne schrie nicht und wurde auch nicht ohnmächtig — sie empfand nur ein trampfhaftes Zucken im Herzen. Leichtfüßig, mit ausgebreiteten Armen lief sie ihm entgegen. „Vann, mein Geliebter, endlich!“ Ueberwältigt fiel Vann vor ihr nieder. Sie richtete ihn aber auf und sog ihn mit sich. Dort auf der Bank vor der Hütte erzählte sie ihm, wie sie in Geduld und Hoffnung seiner gebarrt habe. Wäre er gestorben, hätte sie es gespürt — aber so mußte er eines Tages zurückkehren. Nun sollte die Hochzeit sein — alles war ja dazu bereit. Das Hochzeitkleid mit Samt verdrämt, läge bereit. Sie sog ihn fester und fester an sich, sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und leuchtete wie ein übermüdetes Kind, das endlich zur Ruhe gebettet wird.

Als Vann endlich Herr seiner selbst war, sog er seine Hand aus der Umklammerung Yvonne's — jetzt mußte er sprechen, erklären, um seiner guten Frau willen, die dabei saß.

„Yvonne — ich komme — ich — hörst du Yvonne?“

Aber Yvonne, die stille geduldige Yvonne, hörte nichts. Der sanfte Wind spielte mit einer Locke ihres grauen Haares. Das Mondlicht fiel auf die geschlossenen Augen, die bleichen Wangen und freiteten den kalten, immer noch lächelnden Mund, der eben den Ruf des Todesengels empfangen hatte — Yvonne's lange Wartezeit war beendet.

(Aut. Uebersetzung aus dem Französischen.)